

LA CACHE

Filmkritik von Film-Zeit, Andreas Köhnemann

Der Schweizer Regisseur Lionel Baier adaptiert mit „La cache“ zusammen mit seiner Co-Autorin Catherine Charrier den 2015 veröffentlichten gleichnamigen Roman des französischen Journalisten und Schriftstellers Christophe Boltanski. Die literarische Vorlage ist autobiografisch gefärbt, erlaubt sich indes auch klare künstlerische Freiheiten. Baier thematisiert sowohl die Frage nach dem Wahrheitsgehalt als auch den Prozess des Adaptierens von Anfang an ganz transparent. So beginnt die Verfilmung mit dem Cover des Buchs – und mit einzelnen Seiten, in denen wichtige Passagen hervorgehoben wurden. Via Voiceover ist zu hören, dass hier „die ganze Wahrheit“ erzählt werde – allerdings handle es sich dabei um „ihre“ Wahrheit. Gemeint ist damit die Familie, die im Mittelpunkt steht.



Paris im Mai 1968: Ein Junge (Ethan Chimienti) – Boltanskis Alter Ego – wird von seinen politisch aktiven Eltern (Larisa Faber und Adrien Barazzone) bei den geliebten Großeltern untergebracht. Die Großmutter (Dominique Reymond) ist eine resolute Frau, die sich nicht einschränken lässt; der Großvater (Michel Blanc) ist ein empathischer Arzt. Ebenfalls im Haus leben der „große Onkel“ (William Lebghil) und der „kleine Onkel“ (Aurélien

Gabrielli). Vorbilder dieser beiden Figuren sind der Linguist Jean-Élie Boltanski und der Installationskünstler Christian Boltanski, der als Maler begann. Ausserdem zählt noch die aus Odessa stammende Mutter des Grossvaters, genannt die „Hinterländerin“ (Liliane Rovère), zum exzentrischen Clan.

La cache ist (in Teilen) ein Kammerspiel. Hier zeigt Baier gemeinsam mit seinem kreativen Team ein wunderbares Gespür für Ausstattungsdetails. Die Gestaltung aller kleinen und grossen Einrichtungsgegenstände, die Muster der Tapeten und der Fliesen – alles wirkt absolut sorgsam und stimmig ausgewählt. Wenn die gesamte Familie in Schlafkleidung auf dem Bett sitzt, belegte Baguette-Stücke isst und auf dem TV-Gerät das Geschehen im Land verfolgt, mutet das, ebenso wie die wuseligen Szenen am Frühstückstisch, sehr leb- und glaubhaft an.

Zuweilen begibt sich die Familie auch nach draussen, wozu jedes Mal mühsam das Hoftor zur Strasse geöffnet werden muss. In der Regel sitzt die Grossmutter am Steuer des tomatenroten Kleinwagens, dem sogenannten „beweglichen Teil der Wohnung“. Wir sind bei Plakat-Aktionen und bei einer Vernissage dabei; wir begleiten den Grossvater in seine Praxis und in ein Restaurant zum Treffen mit seinen Kollegen – und wir erleben mit, wie die Grossmutter Studierende interviewt, um die Hintergründe der Proteste zu dokumentieren. Lange Zeit bleibt das politische Treiben in Form von bewegten Bildern im Fernsehen und als lärmende Kulisse auf der anderen Seite des Hoftors eher abstrakt – doch plötzlich sucht eine namhafte Gestalt bei der Familie Zuflucht, womit die Politik in die eigenen vier Wände gelangt und zudem die bedrohliche Vergangenheit wieder ins Gedächtnis der älteren Familienmitglieder gerufen wird.

In rund 90 Minuten gelingt es Baier, einen komplexen Stoff unterhaltsam zu vermitteln. Er arbeitet mit Elementen der Künstlichkeit, etwa durch offensichtliche Rückprojektionen bei Autofahrten, und setzt auf reichlich Situationskomik, ohne den Ernst der damaligen Lage aus den Augen zu verlieren. „Was da draussen passiert, ist wichtig für deine Zukunft“, wird dem Jungen an einer Stelle gesagt. Daran lässt La cache keinen Zweifel. Das Spiel mit der Wahrheit wird zudem durch eine Katze veranschaulicht, die der adoleszente Protagonist irgendwo im Verborgenen des Hauses vermutet. Ist sie nur eine Einbildung des Kindes? Oder ist sie einfach schon deshalb existent, weil der Junge an sie glaubt? Schrödingers Katze im Paris der 1960er Jahre, als Teil einer Familie, der wir gerne zuschauen. Herrlich!

Gesehen auf der Berlinale 2025